

Die junge Arbeiterin.

Alle Frauen und Mädchen, die die Kinder armer Eltern sind, möchte ich fragen, warum ihr ganzes Dasein, ihr ganzes Leben gewöhnlich nichts ist als eine ununterbrochene Kette von Leiden und Entbehrungen. Kein Lichtblick erhellt den dornigen Lebensweg der von armen Müttern Geborenen.

Frühzeitig lernen sie den großen Unterschied kennen, der zwischen dem Leben der Armen und der Reichen besteht. Die Kinder der Reichen wachsen heran, sorgsam behütet und bewacht, gut genährt, schön gekleidet, sie genießen Unterricht aller Art und auch die Pflege und Stählung des Körpers ist fast zu einer Wissenschaft geworden. Wie ganz anders bei den Kindern der Armen! Hilflos und verlassen, sind sie sich im frühesten Alter selbst überlassen. Wenig genießen sie von den vielgepriesenen Freuden der Kinder, denn frühzeitig werden sie auf ihr künftiges Loos, Sklaven der Arbeit zu sein, vorbereitet.

Ungenügende Ernährung, der Aufenthalt in engen, oft düsteren oder gar feuchten Wohnungen, der Mangel an Erholung in frischer Luft hemmt die Entwicklung dieser Kinder. Wohl wachsen im Proletariat oft unter den traurigsten Verhältnissen begabte, geistig regsame Kinder heran. Die große Mehrzahl aber erliegt den ungünstigen Verhältnissen. Sie können dem Unterricht in den überfüllten Klassen gar oft nicht folgen und bleiben zurück. Daheim finden sie auch keine Hilfe und oft keine Gelegenheit zum Lernen. Wenn die Mutter selbst verdienen muß oder wenn noch kleinere Kinder vorhanden sind, so ist niemand da, der die geistige Entwicklung der Kinder beeinflussen könnte. Statt zu lernen, müssen selbst sechs- und siebenjährige Kinder schon arbeiten in der Hauswirtschaft, aber auch im Gewerbe. So zwei- und dreifach gequälte Kinder bleiben nur zu leicht in der Schule zurück. Die physische Müdigkeit und der Hunger führen auch die Ermüdung des Geistes herbei. Was ist aber die Folge solch trauriger Kinderjahre? Die Lohnarbeiterinnen, die Sklavinnen der Fabriken, der Heimarbeit, und die Dienstmädchen müssen büßen, was die Erziehung an ihnen verbrochen. Sie müssen büßen, daß eine Gesellschaftsordnung besteht, nach der einige wenige alle Genüsse des Lebens, die herrlichsten Schätze im reichen Ueberflusse besitzen und Millionen an Kapital anhäufen können, während die Erzeugerinnen all dieses Reichthums hungern, darben, entbehren und gar oft dahinsiechen.

Von allen Ausgebeuteten leidet am meisten die Frau, das Mädchen! Kaum ist das vierzehnte Lebensjahr erreicht, müssen sie

die Jagd nach Erwerb beginnen. Viele Hunderte müssen schon früher verdienen, sie vergessen bei harter Arbeit bald das Wenige, das sie mühselig gelernt haben. Nur allzuoft wird das Wissen bei Mädchen gering geschätzt. „Was braucht ein Mädchen zu wissen“, heißt es. Arbeiten und sparen preist man ihnen als die schönsten Tugenden. Verdienen, nur verdienen ist ihre Pflicht. Die Eltern warten auf Geld. Der Vater wird alt und kann nicht mehr genug roboten, ja vielleicht steht er gar schon vor der Entlassung, denn alte Arbeiter sehen die Unternehmer nicht gern. Sie werden als Ueberzählige, als Last betrachtet. In einem anderen Falle wieder ist die Mutter Witwe, mehrere minderjährige Kinder sind zu ernähren. Wer könnte da die *Vierzehnjährige* noch erhalten. Also fort auf die Suche nach Arbeit hinein in die Fabrik. Die wenigsten Mädchen kommen in eine Lehre, weil die Eltern ihre Erhaltung nicht bestreiten können. Welch weitfliegende Pläne schmiedet oft das junge Köpfcchen! Luftschlösser sind es aber, die rascher zerschellen, als der Schnee vor der Sonne schmilzt.

Da sitzen nun die vierzehnjährigen Mädchen in der Fabrik, bewacht und angepeitscht von einer ganzen Schar Antreiber. Die meisten jungen Mädchen, welche die volkswirtschaftlichen Verhältnisse nicht kennen und auch noch nicht begreifen, hoffen, daß doch noch einmal die Zeit der Erlösung kommen werde. Sie hoffen auf den eigenen Haushalt. Wie die verzauberte Prinzessin im Märchen hoffen sie auf den Prinzen, der sie erlösen wird aus der Pein und Qual der Lohnarbeit. Sie sehen zwar das traurige Los ihrer verheirateten Kolleginnen, aber in einem Winkel ihres Herzens bleibt doch jeder einzelnen die Hoffnung, daß es gerade ihr besser beschieden sein werde. Von dem kargen Lohn darbt und hungert die junge Arbeiterin, um sich eine wenn auch noch so kleine Ausstattung zu ersparen. Um ein viertel Duzend Hemden, einige Handtücher und Bettzeug vorrätig zu haben, überwinden sie oft den Hunger. Wenn sie zehn bis elf Stunden in der Fabrik gerackert haben, nähen, häkeln und sticken sie an der Ausstattung. Diese Armen wissen nicht, daß das Lesen eines guten Buches zehnmal mehr Wert hätte als alle die Tausende von Stichen und Häkelmaschen, mit denen sie sich abmühen. Wie oft auch muß das so mühsam Erworbene bei den ersten „Mutterfreuden“ für wenig Geld verschleudert werden, um die Wäsche für das Erstgeborene anschaffen zu können.

Unsaubar traurig ist das Los der Arbeiterinnen, vieles wurde schon darüber geschrieben, aber geholfen wurde noch nie. Die Besitzenden sind zwar manchmal gerührt, einigermaßen erschütterter, wie bei den Ergebnissen, die im Jahre 1896 die Frauenenquete in Wien gezeitigt hat oder anlässlich der Berliner Heimarbeiterausstellung, aber von ihrem angemessenen Vorrecht auf die Ausbeutung der Arbeiterinnen lassen sie so wenig wie auf die der Arbeiter.

Kann sich jemand, der nie das Los einer Fabriksarbeiterin am eigenen Leibe erfahren hat, eine Vorstellung davon machen? „Wer nie sein Brot mit Tränen aß, wer nie die kummervollen Nächte

an seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte." Wo treffe dieses Dichterwort mehr zu als auf das Leben der Arbeiterin? Wolltet ihr doch reden, ihr Hunderttausende, die ihr Tag um Tag und Jahr um Jahr die Fabriken bevölkert, wie euch gar oftmals zumute ist! Wie ihr nicht nur ausgebeutet werdet, wie ihr auch geknechtet, geschmäht, entwürdigt und an eurer Ehre und allen Empfindungen aufs schmachvollste beleidigt werdet! Wohl gibt es heute schon Arbeiterinnen, die stolz ihr Haupt erheben und die wissen, daß ihnen keine Gnaden erwiesen werden, wenn man ihnen Arbeit gibt. Die organisierten, Klassenbewußten Arbeiterinnen wissen, daß sie durch ihre Arbeit unermessliche Reichtümer schaffen, sie wissen, daß man ihnen einen großen Teil ihres Lohnes vor-enthält, weil noch nicht alle so denken wie sie, weil noch nicht alle organisiert sind. Aber ihr, die Unorganisierten, die Geknechteten, die Ausgebeuteten, wie ist euer Los? Sechs Tage in der Woche plagt ihr euch, mit müden Gliedern tretet ihr oft den Heimweg an und was ist euer Lohn? Könnt ihr leben, könnt ihr auch nur einmal ohne schwere Sorge an die Zukunft oder an Tage der Arbeitslosigkeit denken? Und doch seid ihr so bescheiden und genügsam: eine Schale dünnen Kaffees und ein Stück Brot ist eure Stärkung, wenn ihr früh morgens zur Arbeit eilt. Zu Mittag ist es gar oft wieder nur Kaffee, der euch Stärkung geben soll, eine halbwegs genügende Mahlzeit kennen nur jene, die das Glück haben, einer Familie anzugehören, wo mehrere Personen verdienen und wo eine Mutter vorhanden ist, die die Wirtschaft besorgt. Ueberfluß oder Leppigkeit gibt es wahrlich auch hier nicht. Suppe, Gemüse, dazu einige Defa Fleisch und ein Stück Brot ist Tag für Tag in den gut situierten Arbeiterfamilien das Mittagessen. Wie viele Tausende aber können das nicht leisten! Wenn es Kinder in der Familie gibt, die noch nichts verdienen, dann muß auch hier gar oft das Fleisch ausfallen und billigerer Ersatz geschaffen werden. Jene Arbeiterinnen aber, die nicht zu Hause essen können, die in der Fabrik oder in Auskochereien, Volkscafés und Volksküchen bleiben, wie leben sie? Eine Portion Zuspeis und ein Stück Brot, ein Häserl Suppe oder um einige Kreuzer Speck, Butterbrot oder ein Stück Wurst muß ihnen gar oft die Kraft geben, arbeitsfähig zu bleiben. Und abends ist es das alte Lied: Kaffee, Erdäpfel, Sterz oder einige Defa Wurst um 6 bis 10 H. sind die Nahrung der Arbeiterin. Die Wissenschaft lehrt zwar, wie die Nahrung zusammengesetzt sein soll, wie viel Defagramm Eiweiß, Fett und Kohlenhydrate der menschliche Organismus täglich zu sich nehmen soll, sie lehrt, daß Licht und Luft unschätzbare Lebensgüter sind. Man betrachte sich aber, was eine Arbeiterin an Luft genießen kann. Gewöhnlich zehn Stunden, sehr oft aber auch noch elf Stunden dauert die tägliche Arbeitszeit. Das heißt, daß die Arbeiterinnen zehn bis elf Stunden in ungesund, schlecht ventilierten und ungenügend gelüfteten, im Winter oft noch in ungenügend geheizten Räumen zubringen müssen. Die mit dem Arbeitsprozeß verbundene Entwicklung von gesundheits-

schädlichem Staub, von Dünsten aller Art und hohen Temperaturen schädigt die Gesundheit der Arbeiterinnen. Wo hat die Arbeiterin Gelegenheit, gute Luft einzuatmen? Aus der Fabrik eilen die meisten möglichst rasch nach Hause, weil sie Hunger haben. Zu Hause ist aber die Luft sehr häufig um nichts besser. In kleinen Wohnungen viele Menschen, Erwachsene und Kinder, darunter oft schwer und infektios Erkrankte in einem Raum beisammen. Selbst junge unverheiratete Arbeiterinnen haben oft nicht Zeit, eine Stunde spazieren zu gehen, weil sie der geplagten Mutter abends bei den häuslichen Arbeiten zu helfen haben und weil sie oft stundenlang an der Ausbesserung ihrer Kleider arbeiten müssen, da sie nicht genug verdienen, um dafür bezahlen zu können. Das Los der Fabrikarbeiterin ist kein beneidenswertes. Arbeit und immer wieder Arbeit. Von dem Segen der Arbeit kommt ihnen aber nichts zugute.

Bemerkenswert ist eine Feststellung einer amtlichen, im Jahre 1887 im Deutschen Reich vorgenommenen Enquete über die Lage der Arbeiterinnen*).

„Soweit die Arbeiterinnen einen unsittlichen Lebenswandel führen, dürften sie hierzu durch ihren geringen Verdienst veranlaßt werden. **Unerwartige Umstände**, welche dazu führen könnten, sind im allgemeinen nicht bekannt.“ Kuno Frankenstein schloß eine kritische Zusammenfassung der Ergebnisse dieser Enquete: „Eine sehr große Zahl der Arbeiterinnen unserer Großstädte erhält Löhne, welche nicht hinreichen, die notwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen, und befindet sich aus diesem Grunde in der Zwangslage, entweder einen ergänzenden Erwerbzweig in der Prostitution zu suchen oder den unabwendbaren Folgen körperlicher und geistiger Zerrüttung zu verfallen.“

Man könnte sich versucht fühlen, anzunehmen, daß diese im Jahre 1887 gewonnene Erkenntnis durch die gegenwärtigen Verhältnisse längst überholt ist, und daß es heutzutage, im ersten Jahre des 20. Jahrhunderts, solche fürchterliche Dinge nicht mehr gebe. Der Umstand aber, daß die Arbeiterinnen einzelner Branchen heute in erträglicheren Verhältnissen leben, daß sie nicht mehr schrankenlos ausgebeutet werden dürfen und daß ihre Arbeitszeit oft auch unter zehn Stunden herabgeht, darf nicht täuschen. Besser haben es nur die organisierten Arbeiterinnen, nur jene, die dadurch, daß sie sich zum gemeinsamen Kampf mit den männlichen Arbeitern vereinigt haben, von Unternehmern nicht nur mehr Lohn und kürzere Arbeitszeit fordern, sondern auch durchsetzen können. In Gewerkschaften organisiert sind aber in Oesterreich erst 40.000 Arbeiterinnen; was bedeutet das angesichts der Tatsache, daß die Zahl der Arbeiterinnen nach Millionen zählt? Tatsächlich leben heute noch viele Tausende der arbeitenden Frauen und Mädchen in menschenunwürdigen Verhältnissen, wie an einigen Beispielen gezeigt werden soll.

*) Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstages, 7. Legislaturperiode, I. Session 1887.